

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 17

Artikel: Der Gefangene von San Marino
Autor: Baerlocher, Adèle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669288>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ber, Januar und Februar zum Winter, März, April und Mai zum Frühling, Juni, Juli und August zum Sommer, September, Oktober und November zum Herbst. Damit stimmt aber die Auffassung des Volkes nicht immer überein: vor allem wird der November bereits als Wintermonat bezeichnet und der Februar zum Frühling gerechnet. Das Landvolk richtet sich noch heute nach Naturvorgängen, namentlich nach der Ankunft und dem Fortflug der Zugvögel; es begrüßt freudig die Stare, die erste Schwalbe und den ersten Storch oder bestimmte Blumen als Vorboten der warmen Jahreszeit.

Für mich stellt der Juni nicht den schaffensfreudigsten und fruchtbarsten, wohl aber den angenehmsten und leichtesten Monat des Jahres dar. Er hält sich in der Schwebe zwischen den Gegensätzen und verkörpert das Massvolle, Beherrschte; er musiziert wunderbar über die Wiesen und Felder, Gärten und Waldränder hin, seine hoch im Blauen segelnden Wolken regen uns zum Wandern und Träumen an. Die von der Schneeschmelze genährten Bergbäche rauschen durch Runsen und Schluchten, die Sonne legt die obersten Wege frei und breitet weiche, buntgestickte Teppiche über Halden und Matten. Der Juni führt der Erfüllung dessen entgegen, was der Frühling versprochen hat. Er ist jener Monat des Jahres, der den geringsten Temperaturschwankungen unterliegt und sich schon aus diesem Grunde auf empfindsame Menschen beruhigend auswirkt.

Nach dem Pfingstfest schwingt sich das Jahr sehr rasch auf seinen Gipfelpunkt empor, um dort seine Glut auszustrahlen und dann auf der andern Seite gemach zum Herbst abzusteigen. Der Juni steht ganz im Zeichen des Werdens und Reifens, der Besinnung und Sammlung. Vom lindem Wind getragen, weht würziger Heuduft von den Wiesen her, die Rosen entfalten ihre Pracht, und der Holunder macht sich eben daran, seine schwarzglänzenden Fruchtdolden auszuhängen; die Vögel trillern in den höchsten Tönen, und tagsüber zirpen die Grillen ohne Unterbruch. Geheimnisvolles Flüstern wandert auf allen Wegen über Land; es ist die tröstliche Musik des Sommers, die alle übrigen Geräusche in einen einzigen summenden Bogenstrich nimmt. Als hellhörige Lauscher erblühen im Weizenfeld die blaue Kornblume, der sattrote Mohn und die zartviolette Kornrade.

Es ist eine herrliche Zeit, eine Zeit, die in sich selber ruht und sich nur leise an den Säumen ver-schwendet.

Adèle Baerlocher

D E R G E F A N G E N E V O N S A N M A R I N O

Vor wenigen Wochen war ich in Italien, befand mich an einem unwahrscheinlich blauen Meer und las allmorgendlich, am sonnigen Strand von Cervia sitzend, mit einem Gemisch aus Bedauern und leiser Schadenfreude, den Wetterbericht von «nördlich der Alpen». Er schwankte zwischen bewölkt, kühl und windig, und während ich den blossen braunen Rücken meiner Tochter mit Sonnenöl einrieb, damit er noch brauner werde, dachte ich über die Ungerechtigkeit der Welt nach, die den Süden mit einem ewig strahlenden Himmel bedenkt und ein Gebiet, wenig Kilometer davon weg, mit monatelangem Regen, düstern Wolken und kalter Gräue straft.

Wieviel Einfluss hat das doch auf den menschlichen Charakter! Und da man in Italien unbesorgt Pläne schmieden kann für Ausflüge, Tanz im Freien und Theateraufführungen unter einem sternenübersäten Nachthimmel, ohne dass diese verlockenden Aussichten durch einen Wolkenbruch in Frage gestellt werden, so beschloss unsere Feriengemeinschaft, am nächsten Tage San Marino einen Besuch abzustatten. Das müsse man einfach gesehen haben, beteuerte jedermann, inklusive der Hotelbesitzer, die nette Dame am Strand, die ihr Zelt neben unserm aufgespannt hatte, und die weissbejackten deutschen Kellner, die uns das Mittagessen servierten und gebildete Konversation dazu machten.

San Marino liegt in den Vorbergen des Apennin, unweit von Rimini und ist die älteste Republik in Europa; von Cervia aus war sie per Autobus leicht

zu erreichen, und so ratterten wie am frühen Nachmittag los in einem der bequem gepolsterten Vehikel, deren Chauffeure wie die Irrsinnigen fahren, ohne dass je etwas passiert; denn sie sind Künstler in ihrem Fach. Ein bildhübsche Stewardesse, namens Paola, betreute uns auch geistig, indem sie sich von Zeit zu Zeit von ihrem Sitz erhob, freundlich lächelte und sagte: «Das ist eine alte Brücke!» oder «Nun kommen wir an die Grenze von San Marino». Drei Burgen und eine alte Kirche liegen in imposanter Höhe auf ragenden Felsen, und die Aussicht von hoch oben auf die blaue Adria ist unvergesslich.

Natürlich waren wir nicht die einzigen, die an diesem Tage die gloriose Idee gehabt hatten, San Marino mit unserm Besuch zu beglücken, und so wimmelte es von Menschen aller Zungen, von Autocars und Motorrädern. Die Lädchen, welche geschäftstüchtig Lavendelessenz, Keramik, Kuchen und vor allem Briefmarken ihres Landes verkauften, füllten ihre Kassen.

Langsam stiegen wir bis zur obersten Burg hinauf, zu deren Eingang man durch einen gepflasterten Hof gelangte. Die Fenster der steinernen Front waren vergittert, doch auf einmal schob sich ein dürrer Arm durch zwei der Eisenstäbe und vollführte winkende Bewegungen.

«Schau nur, dort!», rief jemand aufgeregt, «was ist denn das für ein Schlossbewohner?», und eine zweite Stimme antwortete, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt: «Das ist doch der Gefangene von San Marino. Den müssen Sie sich unbedingt ansehen!» Sehr feinführend schien es uns nicht, einen unglücklichen Häftling taktlos anzustarren, aber nachdem eine Menge Beschauer ungehemmt die Steintreppe hinausströmten, siegte auch unsere Neugier über unsere moralischen Bedenken, und wir schlossen uns an.

Vorerst sah man durch ein Gittertor in einen langen dunklen Gang hinein, dessen linke Wand durch eine Stahltür unterbrochen war. Diese hatte im oberen Teil ein kleines Guckfenster, und wahrhaftig durch dieses streckte der Gefangene nicht nur ein munter grinsendes Gesicht, sondern auch einen langen Stock, an dessen Ende ein Sack befestigt war. Mit dem wedelte er über den gepflasterten Fussboden, um Zigaretten, die dort in Mengen herumlagen, aufzufischen. Sie wurden ihm immer wieder von Besuchern zugeworfen, und der Gefangene angelte sie alle geschickt, zog sie herein, nickte zufrieden, und dann verschwanden Kopf und Arm wieder.

«So etwas!», sagten wir perplex, «entweder man ist zur Strafe eingesperrt, weil man etwas angestellt hat, oder . . .»

«Das ist gewiss ein Hühnerdieb», meinte jemand aus der Menge sachverständig.

«Ist es nicht eigentlich unwürdig, einen armen Häftling so zur Schau zu stellen?» Natürlich war es ein Schweizer, der diesen Standpunkt vertrat und damit das äusserte, was auch uns Bedenken machte; aber die Wirkung wurde abgeschwächt durch das schon wieder erscheinende vergnügte Gesicht des Mannes, der Rauchwolken aussties und wieder ermutigend winkte, um die Gaffer zu neuen Gaben zu veranlassen.

Nach unserm Dafürhalten musste er sich vom Fenster seines Kerkers, von wo aus er ins Freie Zeichen signalisierte, regelmässig zur Tür bewegen, wo er seinen Lohn als Ausstellungsobjekt in Empfang nahm. Wir hörten allerdings noch, dass jemand behauptete, es sässen im ganzen vier Männer hinter den dicken Mauern, die Karten spielten, italienischen Wein tranken und pafften.

«Ein fideles Gefängnis!» zitierte jemand aus der «Fledermaus». Auf der Heimreise jedoch, die wieder per Autocar vor sich ging, kamen wir nach vielen Diskussionen zu einem ganz andern und, wie uns schien, einleuchtenderen Schluss: Der Gefangene von San Marino war wahrscheinlich gar kein Dieb und Räuber, sondern eine Art Statist, engagiert, um den Besuchern der grauen Burg etwas Spannendes und Gruseliges zu bieten. Warum sollte es nicht möglich sein, dass ein harmloser Tagedieb gegen ein Entgelt von 500 Lire pro Tag, ferner von reichlich Essen und Trinken und den von den Zuschauern gespendeten Zigaretten mit Vergnügen acht Stunden im Tag «sass», um sich tags darauf von einem andern glücklichen Kollegen ablösen zu lassen? Alles in allem gar keine unangenehme Beschäftigung für einen, der der Arbeit nicht besonders intensiv nachzueilen gewillt war!

Heute, wo die sonnigen Meeresgestade weit hinter uns liegen, und wo wir wie emsige Ameisen der Arbeit im nüchternen Norden wieder nachgehen, kommt es vor, dass wir einen Moment mitten im Tag innehalten, an das blaue Wasser, die Fahrt zur Burg, das lustige Getriebe in den Lädchen denken, und leise vor uns hin sagen: «Eigentlich hat es der Gefangene von San Marino gar nicht übel: Wäre das zur Abwechslung nicht auch ein Posten für uns?»